

Starrsinnig, einsam, gefährlich

Als Robert Mugabe 1980 zum Staatschef Simbabwe gewählt wurde, galt er als Hoffnung für ein neues, freies Afrika. Heute ist das Land verwüstet, und der greise Mugabe klammert sich an die Macht. Die Tragik hat ihre Ursache auch in der komplexen Persönlichkeit des schwarzen Tyrannen. *Von Heidi Holland*

Auf der Suche nach einer Erklärung dafür, wie und warum aus dem Freiheitskämpfer Robert Mugabe ein Despot wurde, jener «Mad Bob», wie er verächtlich genannt wird, sprach ich mit zahlreichen Menschen, die Mugabe alle persönlich kannten. Zusammengefügt und mit Unterstützung von drei Psychologen genauer analysiert, ergab sich aus ihren unterschiedlichen Wahrnehmungen das komplexe Bild eines Mannes, der in der Geschichte Afrikas eine tragische Rolle gespielt hat. Nur wenige meiner Gesprächspartner machten Mugabe ganz allein für den Niedergang des einst wohlhabenden Landes Simbabwe verantwortlich. Sie sahen verschiedene Wendepunkte auf dem Weg des lebenswürdigen Staatsmannes – der nach dem Sieg im Befreiungskampf 1980 der verängstigten weissen Minderheit unerwartet die Hand der Freundschaft angeboten hatte – hin zum Despoten, dessen Rücksichtslosigkeit zwanzig Jahre später keine Grenzen mehr kannte.

Nach Ansicht von Mac McGuinness, seinerzeit Geheimdienstchef im weissen Rhodesien, soll der neugewählte Premier Mugabe, in Panik versetzt durch die Sabotageoperationen des südafrikanischen Apartheid-Regimes (einschliesslich Attentaten auf ihn persönlich), schon bald zu Brutalität geneigt haben. Ohne die südafrikanischen Übergriffe und ohne die gebrochenen britischen Versprechen hinsichtlich einer Landverteilung wäre es laut McGuinness nicht zu der gegenwärtigen Krise gekommen.

Sein Wort wurde Befehl

Edgar Tekere, der gemeinsam mit Mugabe die marxistische Partei Zanu (Zimbabwe African National Union) gründete, glaubt jedoch, dass bei Mugabe schon bald nach der Unabhängigkeit diktatorische Tendenzen erkennbar wurden. Der neue Premier, anfangs politisch eher naiv und durchaus bereit, anderen zuzuhören, sei durch die Speichelleckerei seiner Umgebung derart verdorben worden, dass sein Wort Befehl wurde und Widerspruch nicht mehr geduldet wurde.

Edgar Tekere deutete in zwei Interviews an, dass die Zanu stets eine skrupellose Organisation gewesen sei, entschlossen, mit Hilfe des Führers ihre eigenen Ziele durchzusetzen. Seine spöttischen Bemerkungen über Mugabes anfängliche politische Naivität und der Umstand, dass Zanu-Emporkömmling Chenjerai «Hitler» Hunsvi während der Landent-

eignungen die sinkende Popularität Mugabes für sich selbst ausnutzte, vermittelten den Eindruck, dass Simbabwe, wenn nicht von Robert Mugabe, dann höchstwahrscheinlich von einem anderen Zanu-Politiker zugrunde gerichtet worden wäre.

Lord Carrington, der britische Aussenminister, unter dessen Ägide die Unabhängigkeitsverhandlungen stattfanden, glaubte, dass Mugabe aufgrund von wirtschaftlichen Fehlentscheidungen innenpolitische Schwierigkeiten hatte und in der Enteignung weisser Landbesitzer eine Chance sah, seine Misserfolge zu kaschieren und seine Anhänger um sich zu scharen. «Er hat so gehandelt, weil er sonst die Macht verloren hätte», sagte Carrington. Der ehemalige rhodesische Ministerpräsident Ian Smith sah das ähnlich. Lady Mary Soames, die Witwe des britischen Gouverneurs, der die britische Kolonie an Mugabe übergab, erlebte ihn in den ersten zehn Jahren dagegen als lebenswürdigen Politiker und kann sich seine Verwandlung nicht recht erklären, es sei denn, hinter seinen utopischen Ideen habe sich schon immer eine düstere Seite verborgen.

Der weisse Farmer Denis Norman, Landwirtschaftsminister in der neuen Regierung Mugabe, sagt, dieser sei sehr verletzt und wütend gewesen, als die weissen Simbawer, trotz all seiner Bemühungen, ihnen Sicherheit zu geben, 1985 gegen ihn und für Ian Smith stimmten. Norman wirft Grossbritannien auch vor, die für die Landreform notwendigen Gelder zurückgehalten und Mugabe auf diese Weise geschwächt zu haben. Und eifersüchtig und mit wachsender Verbitterung habe Mugabe beobachtet, dass Nelson Mandela in einer Zeit zu Ruhm aufstieg, als sein eigener Stern zu verblassen begann.

Verschiedene Priester, die Mugabe einst als Helden und Protegé der katholischen Kirche verehrt hatten, sprachen von der Brutalität und Gewalt während des Unabhängigkeitskriegs, die das Land auch später noch prägten, nachdem Mugabe Premier geworden war, und Machtmissbrauch begünstigt hätten. Katholische Geistliche, die ihn noch aus seiner Gefängniszeit kannten, vermuten, dass die in rhodesischen Gefängnissen erlittene Folter furchtbare psychische Spätfolgen hatte.

Jonathan Moyo, Mugabes Berater in der Phase der Landenteignung und der zunehmenden Repression, wies darauf hin, dass Mugabe die während des Unabhängigkeitskampfes verhängten Notstandsgesetze nie

aufgehoben hat. Und dass Mugabe nur widerwillig und aus den falschen Gründen in die Politik gegangen sei, bedeute nur, dass er keine richtigen politischen Überzeugungen besass und sich in seinem Handeln schon früh von Zweckmässigkeitsüberlegungen leiten liess.

Wann genau in der dreissigjährigen Geschichte Simbawes der Befreier zum Unterdrücker wurde, ist auch deswegen so schwer zu sagen, weil Mugabe nie Freunde hatte. Während unseres Interviews erzählte mir Mugabe aus seiner Kindheit: «Ich habe oft in meiner Gedankenwelt gelebt. Ich habe Selbstgespräche geführt, kleine Gedichte aufgesagt und so weiter, Texte laut vor mich hin gelesen.»

Nur wenige Menschen sind ihm wirklich nahe gekommen. Ich habe mit einigen gesprochen, die den rätselhaften Politiker zeit seines Lebens beobachtet haben, wie etwa dem Historiker Lawrence Vambe, der mit Mugabe auf eine Schule ging. Vambe glaubt, es habe nicht einen, sondern zwei entscheidende Momente gegeben, die Robert verändert hätten. «Der erste, als

Simbabwe

«Mr Mugabe ist böse»

Ende letzten Jahres empfing Staatschef Robert Mugabe in einer raren Geste die südafrikanische Journalistin Heidi Holland in seiner Residenz in Harare. Die Situation in Simbabwe war längst katastrophal. Das mit fruchtbarem Ackerland, Bodenschätzen und einer fantastischen Natur gesegnete Land litt unter einer astronomischen Inflationsrate und einer ruinierten Industrie. Viele Menschen waren wieder auf archaische Naturalienwirtschaft umgestiegen, ein Drittel der Bevölkerung, drei Millionen, war ins Ausland emigriert.

Hollands Fazit nach dem langen Gespräch mit dem 84-jährigen Autokraten: «Er schien sich als Opfer zu sehen und machte andere für die Probleme in Simbabwe verantwortlich.» Auch nach der vermutlichen Wahlniederlage vom 29. März machte Mugabe keine Anstalten abzutreten. Er verhinderte die Veröffentlichung der Wahlergebnisse, liess Schlägermilizen aufmarschieren und brachte mit seinem Starrsinn das Land an den Rand eines Bürgerkriegs. «Mr Mugabe ist böse», sagt Heidi Holland, «aber er könnte noch böser werden.» (es)



Sie wusste als Einzige, was er in Rhodesien durchgemacht hatte: Robert Mugabe und Ehefrau Sally, 1980.



«Mad Bob» nennen ihn einige: Mugabe an einer Wahlkampfveranstaltung in Bindura, März 2008.

sich die Weissen 1980 gegen ihn stellten, nachdem er ihnen die Hand der Versöhnung zugestreckt hatte. Und der zweite, als Sally starb, seine erste Frau. Da ging etwas in ihm kaputt. Er wurde wieder der einsame, zurückgezogene kleine Junge im Körper eines alten Mannes. Den Mann, den ich einmal kannte und bewunderte habe, erkenne ich heute nicht mehr wieder, er ist eine Schande für Simbabwe.»

Vambe gab aber zu bedenken, dass Mugabes Vergeltungskampagnen nicht immer so selbstbezogen seien, wie oft angenommen werde. Vielmehr hätten sie die Aufgabe, die Heuchelei des Westens vorzuführen. «Es ist tragisch, dass die Welt wegsah, als in den Achtzigern Mugabes Fünfte Brigade an die zwanzigtausend schwarze Männer, Frauen und Kinder in Matabeleland umbrachte, aber empört aufschrie, als Mugabes Schläger weisse Farmen überfielen und dreizehn Farmer töteten. Das war pure Heuchelei.»

Als die Briten ihre zugesagte Unterstützung der Landreform nicht einhielten, soll Mugabe beschlossen haben, diese Doppelseitigkeit ein für alle Mal blosszustellen. «Er machte den anderen immer Rechnungen auf.

«Er wurde wieder der einsame, zurückgezogene kleine Junge im Körper eines alten Mannes.»

Schon als Kind hatte er leider diesen Charakterzug. Er wollte Liebe und Zuneigung von seinen Geschwistern und später von seinem Volk, und er ist fest davon überzeugt, dass er den Leuten gegeben hat, woran ihnen so viel lag – das Land, das die Weissen in den 1890er Jahren an sich gerissen hatten. Dass er dabei die Wirtschaft ruiniert hat, kümmert ihn nicht. Für ihn war das nur der Preis, der bezahlt werden musste – von anderen, natürlich nicht von ihm.» In unserem Gespräch räumte Mugabe tatsächlich ein, dass er seine politischen Ziele notfalls gegen das Wohl des Volkes verfolge.

Ein von Gott gesandter Führer

Mugabes jüngerer Bruder Donato, der im Mai 2007 starb, lieferte einen interessanten Hinweis, wie jener seinen grössten wirtschaftlichen Fehlentscheid – die Enteignung weisser Farmer – betrachtete. Am Ende unseres Gesprächs sagte er wie nebenbei: «Robert wollte keine Konflikte mit den Weissen. Er wollte für das Land bezahlen, hatte aber kein Geld. Einige seiner Freunde sagten daraufhin: «Wir werden die Weissen von ihrem Land vertreiben.» Sie haben sich damit aber nichts Gutes getan, und auch die Weissen haben sich nichts Gutes getan, indem sie sich mit Mugabe anlegten. Robert hat mir das selbst gesagt. Aber mir ist unerklärlich, warum er die Vertreibungen nicht stoppte. Ich habe ihn gefragt, er konnte es mir nicht sagen. Ich dachte immer, Robert

weiss alles und kann alles, aber jetzt weiss ich, dass auch er konfus ist.»

Mugabes Verwirrtheit hat viel mit seiner Kindheit zu tun. Er war zwar der Liebling seiner Mutter Bona, die in ihrem Ältesten einen von Gott gesandten künftigen Führer sah. Aber ihre keineswegs selbstlosen Gefühle und der Spott seiner Geschwister, die sich über den Bücherwurm lustig machten, liessen den Eindruck in ihm entstehen, dass seine Mutter ihn nicht so sah, wie er wirklich war. Vielleicht, dachte er besorgt, würde jemand herausfinden, dass er ein ganz normales Kind mit guten und schlechten Seiten sei. Da nur die eine Seite akzeptiert wurde, musste er die andere, die nicht in das idealisierte Bild passte, leugnen. Der geleugnete Anteil, das schamvoll verborgene Geheimnis, hatte mit seiner Hautfarbe zu tun.

Im rassistischen Rhodesien wurde er beleidigt und verspottet, er musste sich die Bezeichnung *kaffir* gefallen lassen, diesen üblen, verletzenden Ausdruck.

Es ist nicht klar, wann der junge Mugabe (dessen schwarze Hautfarbe irgendwann zu seinen verachteten und verleugneten Anteilen gehörte) auf die Idee kam, die Lebensart der Engländer als etwas Besseres und als perfekte Tarnung zu betrachten. Das Schwarze als das Schlechte ist natürlich nur die Kehrseite des Weissen als des Göttlichen. Die ersten Missionare in Mugabes Heimatdorf Kutama sollen die afrikanische Kultur abgelehnt haben.

Während unseres Gesprächs erzählte Mugabe auf einmal: «Unsere Grossmütter galten als Heiden.» Dass er ohne priesterliche Erlaubnis seine Grossmutter nicht besuchen durfte, muss bei dem jungen Mugabe zu einer Art Identitätsverwirrung geführt haben. Als schwarzer Schüler auf einer weissen Schule in einer britischen Kolonie schien er sich irgendwann entschlossen zu haben, durch die Flucht in ein forciertes Englischsein den Selbsthass zu bekämpfen. Vollbrachte er hervorragende schulische Leistungen und verstellte er sich geschickt, würde niemand diesen verachteten Anteil entdecken: den *kaffir*.

Doch in dem Moment, wo er sein Schwarzsein verleugnete, taten sich grosse Widersprüche in seiner Weltsicht auf. Was hiess es, Engländer zu sein? Was hiess es, Afrikaner zu sein? Was, Marxist? Diese drei Ichs lagen im Streit miteinander. Mugabe hatte zunehmend Schwierigkeiten mit sich, weil er nicht sagen konnte: «Ich bin kein Engländer, und ich bin nicht einverstanden damit, wie sich die Engländer verhalten, also werde ich mich auf das Afrikanische besinnen, denn daran glaube ich.» Stattdessen übertrug er seine Widersprüche auf die Welt um ihn herum. Er bewunderte Sally, die wie eine Bauersfrau auf der Erde hockte und mit den Fingern ass. Er äusserte sich bei jeder Gelegenheit abfällig über England, brachte seinen Kindern aber die Tischmanieren der englischen Aristokratie bei.

Robert Mugabe

Missionszögling

1965 rief die weisse Minderheitsregierung Rhodesiens die einseitige Unabhängigkeit von England aus. In den folgenden Jahren geriet das Regime von Premierminister Ian Smith unter den Druck einer ständig stärker werdenden Guerillabewegung und wurde schliesslich gezwungen, mit deren politischen Vertretern die Macht zu teilen. Bei den nationalen Wahlen von 1980 ging der schwarze Guerillaführer und ehemalige Missionszögling Robert Mugabe mit seiner maoistischen Partei Zanu als überwältigender Wahlsieger hervor. Mugabe errichtete in Simbabwe, wie sich Rhodesien fortan nannte, eine Einparteienherrschaft. Er schaltete seine Rivalen wie Josuah Nkomo aus, unter dessen Stammesangehörigen er Massaker mit mehreren Tausend Toten veranstalten liess, und verlegte seine ganzen politischen Anstrengungen immer stärker auf den Erhalt der eigenen Macht. Als er Ende der neunziger Jahre mit der Vertreibung und Ermordung weisser Farmer begann, um das Land an Günstlinge zu verteilen, leitete er den wirtschaftlichen Kollaps Simbawwes ein. (es)

Auch sein Marxismus war geborgter Teil einer fragmentierten Identität. Zusammen mit dem Englischsein sollte diese Ideologie für ein eindrucksvolles Image sorgen, das die wahre Person verbarg, deren er sich schämte. Der diskriminierte Junge in Mugabe hatte die marxistische Vorstellung, gemeinsam mit Farmerminister Denis Norman Kollektivprojekte aufzubauen. Also begann er, weitreichende Initiativen im Bildungs-, Landwirtschafts- und Gesundheitswesen anzukurbeln. Und dann meldete sich der tyrannische englische König in ihm und rief: «Du wirst doch nicht deine Zeit mit dieser schwarzen Rotznase vergeuden?» Mugabe kämpfte mit Zweifeln und Verleugnung, und beides untergrub allmählich, was er aufbauen wollte.

Historiker Vambe erinnerte sich an eines von Roberts lebhaftesten Kindheitserlebnissen – einen Besuch des britischen Gouverneurs Cecil Rodwell 1933 in Kutama. Pater O’Hea, der sich für den Bau eines Krankenhauses engagierte, fand Rodwells Bemerkung: «Warum wollen Sie ein Krankenhaus bauen, es gibt ohnehin zu viele Eingeborene im Land!», inakzeptabel. Auch Mugabe, neun Jahre alt und ein Verehrer von Pater O’Hea, empörte sich.

Mit der Zeit wurde es für Mugabe immer komplizierter, diese Widersprüche miteinander zu vereinbaren. Aus dem zornigen Kind wurde der Erwachsene, der die Rolle der Kolonialmacht verabscheute. Doch weil er die Eng-

länder und die englische Königsfamilie idealisiert hatte, bestrafte er 2005 mit der rücksichtslosen Operation «Murambatsvina», Operation «Saubermachen», Hunderttausende von schwarzen Slumbewohnern, deren Behausungen er niederreißen liess und die er in die Obdachlosigkeit trieb.

Warum konnte er sich so lange halten?

Neben seinem versteckten Selbsthass machten Mugabe aber auch die widerstrebenden kulturellen Loyalitäten zu schaffen. Er kommt aus einer traditionellen afrikanischen Gesellschaft, wo man sich eher dem Kollektiv als dem Individuum verpflichtet fühlt und wo sich niemand gegen die Autorität auflehnt.

Dem Engländer in ihm gefiel indes die Rechtsordnung, die sich in Gerichtsurteilen, Parlamentsbeschlüssen und Verfassungsänderungen ausdrückt und nicht in Stammesloyalitäten, denn so konnte er sich beweisen, dass er kein Barbar war. Er wollte die Dinge auf die richtige, britische Art tun, tat es aber gleichzeitig auf seine eigene Weise und untergrub damit die demokratischen Werte. Die Widersprüche wuchsen ihm über den Kopf.

Als er sich von seinem alten Kampfgenossen Edgar Tekere lossagte, nachdem dieser einen Mord verübt hatte, wandten sich einflussreiche afrikanische Parteifreunde gegen ihn. Als er weisse Luftwaffenoffiziere nach einem Freispruch entgegen rechtsstaatlichen Prinzipien erneut vor Gericht stellen liess, weil er sie für Saboteure hielt, wurde er von den westlichen Medien verurteilt. Seine Verwandten erwartete ein kostenloses Mittagessen, und sie plünderten dann die Speisekammer. Weisse Simbabwer nahmen seine Grosszügigkeit an, gaben aber nichts zurück, und die Briten enttäuschten sein Vertrauen. Die Widersprüche wurden unauflöslich.

Eine der drängendsten Fragen, die Mugabes despotisches Regime aufwirft, ist die, warum es sich so lange halten konnte. Wahrscheinlich muss man die Antwort in der Loyalität der Afrikaner suchen. Während mutige Oppositionspolitiker, namentlich Morgan Tsvangirai vom MDC (Movement for Democratic Change), sich ihm entgegenstellten, tat das übrige Afrika nichts dergleichen. Immer wieder schwächte die kollektive Führung des Kontinents die westlich finanzierte Opposition und schlug sich auf Mugabes Seite. Selbst Südafrika, am stärksten betroffen von der Flüchtlingskrise, zu der die katastrophale Wirtschaftspolitik Mugabes geführt hatte, konnte sich nicht zu einer Verurteilung des ehemaligen Befreiungshelden durchringen.

Eine Erklärung ist wohl auch in der Befreiungsideologie zu suchen, die den Diskurs in der Region weiterhin dominiert. Trotz aller Missstände wird der Name Robert Mugabe für immer in den Annalen des um seine Befreiung kämpfenden Kontinents verzeichnet sein. Ein

weiterer Grund: Simbabwe, der gescheiterte Staat, bietet den ehemaligen Unterdrückern die Gelegenheit, sich über die Unfähigkeit der Afrikaner lustig zu machen. Dies ist eine besonders demütigende Erfahrung für diejenigen auf dem Kontinent, die die Tatsachen lieber leugnen, als sich ihnen zu stellen.

Ausserdem ist Mugabe der älteste Politiker in einer Kultur, in der die Alten höchstes Ansehen geniessen. Und die afrikanischen Politiker, die den Kolonialismus selbst erlebt haben, verzichten auf Kritik an Mugabe, weil sie befürchten, ihren schwer erkämpften Einfluss zu verlieren. Also üben sie lieber Solidarität.

Keine Frage, Mugabe hat in den letzten Jahren einen erfolgreichen Propagandafeldzug geführt. Indem er behauptete, westliche Sanktionen (Visabeschränkungen und das Einfrieren der Konten von hundert Staatsbeamten) seien verantwortlich für den wirtschaftlichen Niedergang Simbabwes und die Landnahme sei angesichts neokolonialistischer Machenschaften notwendig gewesen, erreichte er, dass die Afrikaner kein Wort zu seinem Zerstörungswerk sagten. Mugabe wurde in den meisten Ländern der Dritten Welt auch

Mugabe verbreitete das Bild, er werde noch immer von den bösen Kolonialisten unterdrückt.

deswegen als Held verehrt, weil er das Bild verbreitete, er werde noch immer von den bösen Kolonialisten unterdrückt.

Dass Afrika ein inakzeptables Verhalten so lange geduldet hat, gründet vermutlich auf einer Art elterlichem Einverständnis à la: «Mein Kind hatte es schwer, also darf es tun, worauf es Lust hat.» Mugabe ist ein Beispiel für dieses Syndrom, genauso wie die verleugnete Kriminalität in Südafrika. Afrika scheint einverstanden mit dem Delinquenten, weil die Politiker finden, das launenhafte Kind habe eine schwere Zeit durchgemacht und habe daher Anspruch auf Verständnis, ja sogar Wiedergutmachung. Afrika ist so geblendet durch die historischen Verbrechen Kolonialismus und Rassismus, dass es Mugabes Despotie lieber duldet, als Kritik zu üben und sich vielleicht auf der Seite des alten Feindes wiederzufinden. So begünstigt der Kontinent weiterhin Unrecht, wenngleich anderer Couleur.

Die im Westen oft zu hörende Auffassung, dass die koloniale Vergangenheit ein für alle Mal abgeschlossen sei, verkennt den posttraumatischen Stress, der an Männern wie Mugabe zu beobachten ist. In Afrika wird jeder Versuch, das vom Kolonialismus verursachte Leid herunterzuspielen, als neue Beleidigung wahrgenommen, ob der Westen das nun versteht oder nicht. Dass Engländer und ehemalige weisse Rhodesier das historische Unrecht in Simbabwe abtun, muss provozieren. Und indem Mugabe dies ansprach, formulierte er einen Pro-

test, den die anderen afrikanischen Führer von ganzem Herzen unterstützen, auch wenn sie einen grossen Bogen um das Thema machen.

So viel wir auch von Imperialismus wissen, von Unterdrückung und Krieg, wir sollten niemals vergessen, dass dieses namenlose Unrecht für viel Schmerz, Hass und ein grosses Rachebedürfnis gesorgt hat. Nur wenige Länder haben es geschafft, in Würde und Ehre erwachsen zu werden. Genesung braucht ihre Zeit, vielleicht Jahrzehnte. Obwohl seit Simbabwes Unabhängigkeit fast eine Generation vergangen ist, ist es für Afrikaner vielleicht nicht lange genug. Sie erinnern sich.

Rache für die Zurückweisung

Vielleicht zeigt sich aber auch, dass die Praxis der positiven Diskriminierung, die als Antwort auf das historische Unrecht gedacht war, vor allem Mugabes verheerender Despotie genützt hat. Die Ansicht, dass es manchmal richtig sei, den Einzelnen nicht nach seinen Handlungen zu beurteilen, ist weitverbreitet in Afrika. Wie Kofi Annan im Juli 2007 bei der «Fifth Nelson Mandela Annual Lecture» in Johannesburg erklärte: «Es ist höchste Zeit, dass afrikanische Politiker aufhören, einander in Schutz zu nehmen, wenn sie korrupt sind und die Menschenrechte verletzen.» Annan bezeichnete dieses Verschweigen als «schädliche, selbstzerstörerische Form von Rassismus, der die Leute eint und dazu bringt, sich gegen weisse Tyrannen aufzulehnen, schwarze Tyrannen aber zu entschuldigen».

Im Laufe der Geschichte ist immer wieder versucht worden, Unrecht durch Unrecht wiedergutzumachen. Mugabe scheiterte vor allem an seiner Entschlossenheit, Rache für die erfahrene Zurückweisung zu üben, angefangen bei seinem Vater, der die Familie des Zehnjährigen im Stich liess. Später fühlte sich der vereinsamte Mugabe nur bei Sally sicher, der er vertraute. Sie wusste als Einzige, was er durchgemacht hatte in den Jahren, als er in Rhodesien im Gefängnis sass und später in Mozambique untertauchte. Bei ihr fühlte er sich aufgehoben, ihr früher Tod war ein grausamer Schicksalsschlag, nicht nur für ihn, sondern auch für das Land, das in der Folge zerfiel.

Doch letztlich waren es Mugabes eigene Entscheidungen, die Simbabwe ruinierten. Zu schwach, um Kritik zu ertragen, zu verletzt und wütend, um nicht Vergeltung zu üben, erlag er Ehrgeiz und Rachsucht, statt seinem Land zu dienen und den Menschen, deren Idol er einmal gewesen war.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

Heidi Holland ist als Tochter eines weissen Farmers in Simbabwe aufgewachsen. Ihr kürzlich erschienenenes Buch «Dinner with Mugabe» über die Wandlung des Freiheitskämpfers zum Despoten wurde weltweit besprochen. Den vorliegenden Beitrag verfasste die heute in Südafrika lebende Autorin exklusiv für die *Weltwoche*.